

Ingrid Geschwentner

Emanzipation als Schulprogramm von Frauenklöstern oder: Die pädagogische Erfolgsgeschichte der Monoedukation



„Wohl mag der Mann die großen Zeiten bauen,
doch ob er Steine türmt mit starker Hand;
weh' wenn das Weib nicht glättend sie verband.
Es steht und fällt ein Volk mit seinen Frauen.“

Diese Zeilen sind mir in Erinnerung geblieben als Wahlspruch meiner Schulleiterin Mater Ignatia Kaiser am Ursulinengymnasium in Geisenheim, in das ich im Jahr 1967 in die fünfte Klasse aufgenommen wurde. Dieser Text wird zwar auch weltanschaulich missbraucht, aber für Mater Ignatia und ihre Mitschwestern implizierte er durchaus einen Beitrag zur Frauenemanzipation.

Mädchenerziehung und Frauenbildung waren die Profession der Ursulinen in Geisenheim im Rheingau. Ihre Schule genoss einen sehr guten Ruf, die Ursulinen waren anerkannt und beliebt. Es war Tradition, dass die Rheingauer Bevölkerung ihre Töchter zur Schulausbildung ins katholische Mädchengymnasium schickten. Da es kein Pendant für die Söhne gab, besuchten diese das öffentliche Gymnasium des Rheingaukreises auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Diese Schule war keineswegs als Jungengymnasium konzipierte, erhielt aber dieses Profil, weil die Mädchen fehlten – denn sie waren ja bei den Ursulinen! Uns mehr als 1000 Schülerinnen wurden Bildung, christliche Lebensgestaltung und „Frauenpower“ als Werte vermittelt. Die Schwestern nahmen uns ernst.

Wir lernten alles, was heutige Curricula umfassen – Mathematik und Deutsch, Fremdsprachen, Natur- und Gesellschaftswissenschaften, Künste und Sport (die Schule hatte sogar ein Hallenschwimmbad) – inklusive Handarbeit, auch das Bedienen einer Nähmaschine – und hätte es schon Computer gegeben, wären die Ursulinen Vorreiterinnen im Fach ITG gewesen. Durch die Wahl der spezifischen Unterrichtsinhalte, durch die Art der Vermittlung, durch außerunterrichtliche Bildungsangebote, durch Feste und Feiern und durch ihre stetige herzliche Zuwendung befähigten die Schwestern uns, Selbstbewusstsein und Beziehungsfähigkeit zu entwickeln. Sie offenbarten sich uns vorbildlich als mutige, kluge und auch humorvolle Frauen, deren höchstes Gut die Freiheit war. Damit standen sie in der jahrhun-

dertealten Tradition von Frauenklöstern, die sich Mädchenerziehung und Frauenbildung zur Aufgabe gemacht hatten.

Noch gibt es keine umfassende wissenschaftliche Aufarbeitung der Mädchenerziehung und Frauenbildung in christlichen Klöstern. Die Schwestern hielten es bis auf wenige Ausnahmen nicht für wichtig, ihre Tätigkeit wissenschaftlich zu reflektieren, sie waren eher Frauen der Tat, die sich pragmatisch mit viel Gottvertrauen und Zuversicht den alltäglichen Aufgaben stellten. Oft waren die mit der Unterrichtstätigkeit beauftragten Ordensfrauen nicht einmal pädagogisch umfassend ausgebildete Lehrerinnen. Dennoch ist die Geschichte der klösterlichen Mädchenpädagogik eine Erfolgsgeschichte, die sich zu schreiben lohnte.

Rückblickend auf meine Schulzeit möchte ich an einigen Beispielen darstellen, wie den Ursulinen die Mädchenerziehung gelang.

1. Wie die Schwestern unser Selbstbewusstsein stärkten

Ich erinnere mich besonders gerne daran, dass wir immer wieder ermuntert wurden, an Schülerwettbewerben teilzunehmen. So konnten wir uns profilieren und mit anderen messen. Erfolge wurden belohnt, aber die Schwachen wurden nicht vergessen, sondern gemäß dem Subsidiaritätsprinzip für das, was sie leisten konnten, wert geschätzt. Auch für die aller kleinsten Versuche, uns etwas beizubringen, waren sich die Schwestern nicht zu schade. So bemühte sich die Nachfolgerin der Mater Ignatia im Amt der Schulleiterin, Schwester Angela, höchst persönlich – wenn auch vergeblich – mir noch während des Verlaufs der Bundesjugendspiele die Technik des Schleuderballwurfs beizubringen. Dass es ihr nicht gelang, ist rückblickend nicht so wichtig wie die Tatsache, dass ich mich seither regelmäßig beim Anblick dieser und anderer Bälle dankbar daran erinnere.

Die Schwestern gaben uns Beispiele leistungsorientierter, erfolgreicher Persönlichkeiten. Das Fach Gemeinschaftskunde wurde von aktiv im Amt stehenden Politikern absolut realitätsbezogen unterrichtet, und in Chemie hatten wir eine wissenschaftlich hoch qualifizierte Lehrerin, der die männlichen Kollegen öffentlich Respekt zollten. Im Kunstunterricht stellten wir einen Kalender zur Frauenemanzipation her, und in einer Handarbeitsstunde fragte Schwester Gabriele meine Mitschülerin Elke, die einen gar zu knapp geratenen Bikini gehäkelt hatte, ob sie sich ihrer Rolle als

Frau in diesem Kleidungsstück bewusst sei. Die Schwestern haben uns nichts verboten, sondern das Hinterfragen gelehrt.

Bei den Ursulinen lernten wir, dass jede einzelne von uns wichtig, auf ihre Weise begabt und fähig zur eigenen Zukunftsgestaltung sei, dass jeder Mensch ein geliebtes Kind Gottes ist, das durch starkes Selbstbewusstsein Ängste überwinden und froh sein kann. Uns wurde die Überzeugung vermittelt, dass es für jeden Menschen einen guten Platz im Leben gibt.

2. Wie die Schwestern unsere Beziehungsfähigkeit entwickelten

Ich erinnere mich gerne an zahlreiche soziale Projekte, die unsere Wahrnehmung im Hinblick auf Notlagen und Hilfsstrategien schärften und unser Einstehen für andere trainierten. Wir wurden auf die Notlagen in der Welt – auch in unserer unmittelbaren Nähe – aufmerksam gemacht, wir waren betroffen und fühlten uns angesprochen, selbst Hilfe zu leisten und andere zu ermuntern, uns darin zu unterstützen. Wenn wir dann Geld oder Spielsachen oder Kleidungsstücke gesammelt hatten, zeigten uns die Schwestern und die Lehrkräfte, wie wir an günstige verlässliche Transporte zu den Bedürftigen kommen konnten. Wir lernten, Netzwerke zu knüpfen.

Ich erinnere mich an große Gottesdienste, in denen die Gabenbereitung als Akt der Solidarität für Leidende besonders symbolträchtig zelebriert wurde. Botschafter weit entfernter Länder, z.B. eine katholische Gruppe aus Indien, kamen zu Veranstaltungen in die Schule, um uns intellektuell und emotional anzusprechen. Dabei war trotz der Unverständlichkeit der Sprache die Verbindung im Glauben und in der Spiritualität zu spüren. Zwischenmenschliche gute Beziehungen wurden geknüpft.

Die klösterliche Barmherzigkeit der Schwestern war überall erfahrbar: in der täglichen freundlichen Begegnung, in der Aufmerksamkeit für menschlichen Befindlichkeiten, in der Zuwendung in Notlagen, in der Abiturprüfung, in der Pflege der Räumlichkeiten. Die liebevolle Beziehung zu den Nächsten war den Schwestern immer wichtiger als das eigene Profitieren, und diese Haltung gaben sie an uns Schülerinnen weiter.

Die schwesterliche Gemeinschaft fand ihr Abbild in der Schulgemeinschaft. Die oft sehr großen Mädchenklassen und –gruppen (in der fünften Klassen waren wir 42!) schufen eine vertrauensvolle Atmosphäre gegenseitiger Achtung, in der Auseinandersetzungen vorwiegend fair ausgetragen wurden. Wir lernten, dass Menschen einander brauchen, wir lernten geschwisterliches Miteinander.

3. Wie die Schwestern zu Vorbildern für Mut, Klugheit und Freiheit wurden

Die Schwestern hatten Zivilcourage. Ich erinnere mich voller Bewunderung an die Klassenfahrt nach Berlin, auf der die Schwestern „zivile“ Kleidung trugen – mit Ordenstracht im Zug durch die DDR zu fahren oder Ost-Berlin zu besuchen hätte gefährlich werden können – noch dazu als Verantwortliche für eine Schülerinnen-gruppe. Schwester Edmunda ging an einem Abend mit mir ins Kino, weil ich – etwa 16 Jahre alt und gänzlich unerfahren in der Großstadt – kund tat, alleine am Abend den Film „Sommergäste“ von Peter Stein sehen zu wollen. Besonders dankbar war ich ihr – und ich bin es über ihren viel zu frühen Tod hinaus geblieben – auf dem Nachhauseweg durch das nächtliche Berlin. Seither habe ich diese Inszenierung oft gerne gesehen, immer in dankbarer Erinnerung an Schwester Edmunda.

Im Physikunterricht an der katholischen Mädchenschule erlebte ich den ersten Lehrer in Jeans. Den protestierenden Eltern trat die Schulleiterin mit Gelassenheit entgegen.

Religionsunterricht hatten wir bei den Pfarrern der Umgebung. Einer von ihnen war ein verheirateter katholischer Geistlicher, der aus der altkatholischen Kirche konvertiert war. Die Schwestern setzten sich gegen alle Konventionen und Anfeindungen aus der Bevölkerung durch – in Solidarität zu diesem Pfarrer und zum Wohl der Schülerinnen. In den Schulgottesdiensten mittwochs in der ersten Stunde waren oft nur wenige Schülerinnen zu finden, was die Schulleiterin nie dazu veranlasst hätte, den Besuch zur Pflicht zu machen. Als Mater Ignatia sich über einen Gitarre spielenden Geistlichen, dem unsere Herzen entgegen flogen, der ihr aber die spirituellen Inhalte zu billig verkaufte, ärgerte, kündigte sie ihm trotz Priestermangels. Die Schwestern organisierten hin und wieder nachhaltig beeindruckende „Eventgottesdienste“, von denen wir Ehemaligen heute noch sprechen. Interessant ist, dass heutzutage kein Ehemaligentreffen ohne Gottesdienst stattfindet.

Das emanzipatorische Bemühen der Schwestern hielt inne vor der Forderung, Frauen das Priesteramt zu gewähren. Wahrscheinlich wussten sie um die Realitätsferne eines solchen Ansinnens, und sie sparten ihre Kräfte für die unmittelbaren schulischen Herausforderungen auf. Wir Schülerinnen durften aber Fragen dazu stellen – auch unserem Bischof, als er die Schule besuchte. Antworten bekamen wir nicht.

4. Plädoyer für die Monoedukation

Alle diese Erinnerungen gehören so sehr der Vergangenheit an wie der weit verbreitete Usus, Jungen und Mädchen in der Schule zu trennen. Viele traditionelle Mädchenschulen in Trägerschaft eines Klosters haben sich heute zu koedukativen Bildungseinrichtungen in Trägerschaft einer Diözese entwickelt, so auch das ehemalige Mädchengymnasium der Ursulinen in Geisenheim.

Heute sind drei Prozent der Schulen in Deutschland Mädchenschulen. Alle sind in kirchlicher Trägerschaft. Dass sich die Vorteile der Mädchenbildung bei Abwesenheit von Jungen wissenschaftlich nachweisen lassen, ist mittlerweile ein „alter Hut“. Die Klöster haben diese Tradition aus den gesellschaftlichen und monastischen Gegebenheiten heraus entwickelt. In Männerklöstern wurden Jungen erzogen, in Frauenklöstern Mädchen. Dass Mädchen überhaupt etwas lernen durften, ist diesen Klöstern und der Kirche zu verdanken. Was sie lernten, hat sich im Laufe der Geschichte verändert. Als für Jungen und Mädchen die gleichen Unterrichtsinhalte galten, merkte man, dass das für Mädchen nicht immer vorteilhaft war. In der Folge von Emanzipation und Frauenbewegungen hat man die Bildungspläne auf frauenfreundliche Inhalte und die pädagogischen Methoden auf mädchengerechte Handlungsweisen hin überarbeitet und gute Ergebnisse bei Trennung der Geschlechter im Unterricht erzielt. Diese Studien sind mit Ausnahme derjenigen über den Religionsunterricht im kirchenfernen Raum geschehen. Die Folge dieser Forschungen ist aber nicht eine größere Zahl von Mädchenschulen in öffentlicher Trägerschaft – auch die Kirche richtet keine neuen Mädchenschule ein – sondern das Ergebnis besteht in besseren Leistungen der Mädchen im Vergleich zu den Jungen. Ein Ergebnis der PISA-Studie 2003 ist: Ein deutsches Mädchen kann im Durchschnitt so gut lesen wie ein finnischer Junge, ein finnisches Mädchen kann aber besser lesen als ein deutsches, und ein deutscher Junge kann viel schlechter lesen als ein finnischer. Mädchen haben im Allgemeinen bessere Noten und Abiturdurchschnitte und gewinnen häufiger Wettbewerbe. Sie sind erfolgreicher als Jungen, ob sie nun mit

ihnen zusammen zur Schule gehen oder nicht. Auf Grund dieser Tatsache wird nun der Ruf nach einer Jungenpädagogik laut, erste Erfolg versprechende Bemühungen gibt es schon. Es zeigt sich, dass Jungen in der „reinen“ Jungengruppe besser lernen.

Also bewährt sich die in den Klöstern tradierte Trennung der Geschlechter in der Schule, die wissenschaftlichen Erkenntnisse sind der im Nachhinein erbrachte Beleg für die hohe Qualität klösterlicher Bildung und Erziehung. Benedikt, Dominikus und ihre Nachfahren, Angela Merici, Mary Ward, Don Bosco und andere haben auf Grund ihrer Intuition und Lebenserfahrung, letztlich auf Grund ihrer Spiritualität und Menschenliebe, die Wege zu richtigem Handeln gespürt und in die Tat umgesetzt.

Aus den Erfolgen dieser Tradition heraus, auf Grund der wissenschaftlichen Erkenntnisse und wegen der sehr ernst zu nehmenden gesellschaftlichen Bedürfnisse plädiere ich dafür, dass die Kirchen nicht nur weiterhin die Mädchenschulen erhalten und ausbauen, sondern dass sie auch den Mut aufbringen, parallel dazu mehr Jungenschulen zu errichten. Ich kann mir nicht nur eine sehr gute Zusammenarbeit sondern auch eine große Vielfalt pädagogischer Möglichkeiten zwischen diesen Bildungsinstitutionen vorstellen.

Dafür steht das Motto „veritas“ des Heiligen Dominikus genau so wie das Programm des Pestalozzi „Mit Kopf, Herz und Hand“, das die Benedictinerin Schwester Sophia von Kotschoubey-Beauharnais für ihre Mädchenschule Kloster Wald wählte, die Forderung der Maria Montessori, jedes Kind als Geschenk Gottes und als „befreites Kind“ anzusehen und das Resumée der Mary Ward: „Ich bin immer so voran gegangen, wie Gott es mir eingab und die Verhältnisse es erforderten.“

Das eingangs zitierte Motto der Mater Ignatia ist heute im Sinne der Frauenemanzipation nicht haltbar. Frauen haben weder die dort beschriebene Aufgabe, noch die Verantwortung für ihr Volk. Aber für die damaligen Schwestern war es ein Bild für ihr Handeln. Vielleicht weil die Ursulinen ihr Tun nicht wissenschaftlich reflektiert haben, sondern das tagtäglich zwischenmenschlich Gute und Nötige getan haben, ist ihnen die Mädchenerziehung geglückt.